

Buchbesprechungen

Ressenyes

- Anthony Bonner: *The Art and Logic of Ramon Llull. A User's Guide*. Leiden / Boston: Brill, 2007 (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters; 95). XX, 333 Seiten. ISBN 978-90-04-16325-6.
- *L'Art i la lògica de Ramon Llull. Manual d'ús*, trad. per Helena Lamuela. Barcelona: Universitat, 2012 (Col·lecció Blaquerna; 9). XXVI, 373 Seiten. ISBN 978-84-475-3550-7.
- Alexander Fidora / Josep E. Rubio (eds.): *Raimundus Lullus. An Introduction to his Life, Works and Thought*. Turnhout: Brepols, 2008 (Raimundi Lulli Opera Latina. Supplementum Lullianum; 2). XIV, 564 Seiten. ISBN 978-2-503-52610-2.

Wer bislang eine umfassende Einführung in das Werk von Ramon Llull suchte, hatte zu dem wissenschaftlichen Standardwerk zu greifen, nämlich der zweibändigen Einführung *Raimund Llull* (1962–64) von Erhard-Wolfram Platzeck in deutscher Sprache, oder zu der schmaleren, auf ein studentisches Publikum zugeschnittenen Einführung *Ramon Llull. Vida, pensament i obra literària* (1988) von Anthony Bonner und Lola Badia, die auf Katalanisch und in spanischer Übersetzung vorliegt. In englischer Sprache gibt es nunmehr zwei kapitale Beiträge, die in gewisser Hinsicht einen Generationswechsel herbeizuführen suchen.

Der erste stammt aus der Feder desselben Anthony Bonner (Mallorca) und bietet im niederländischen Verlagshaus Brill eine Studie des Herzstücks des Llullschen Denkens, nämlich der *ars magna* oder *art lulliana*: des universalen Denksystems also, dem Llull in seinen fast dreihundert Schriften immer wieder neue Formen verliehen hat und das er an die Erfordernisse verschiedener Einzelwissenschaften sowie an unterschiedliche Publikata angepasst hat. Bonner unternimmt in *The Art and Logic of Ramon Llull*, das inzwischen auch in einer katalanischen Übersetzung von Helena Lamuela vorliegt, die Vorstellung sowohl der werkchronologischen Phasen

der Ars als auch der Mechanismen ihrer Benutzung. Haben die Autoren des europäischen Lullismus das Denksystem Llulls in der Form wahrgenommen, die Llull ihm im Jahre 1305 in der *Ars generalis ultima* gab, so ging dieser endgültigen Version eine jahrzehntelange Genese voraus, die von der Llull-Forschung in eine frühe ‚quaternäre‘, durch Viererstrukturen geprägte, und eine ‚ternäre‘, durch Dreierstrukturen geprägte Phase eingeteilt wird, auf die eine ‚postartistische‘ Spätphase folgt. Aus diesem Ablauf leitet sich die vierteilige Gliederung des Hauptteils der Studie von Bonner ab, in die der Autor noch ein Kapitel zum Übergang zwischen den beiden Hauptphasen einfügt. Der frühen Viererphase nähert sich Bonner zunächst auf mathematischem Wege. Er zeigt, wie Llulls kombinatorische Figuren sich mathematisch als Graphen beschreiben lassen, mit denen Buchstabenkombinationen erstellt werden, die Llull in Kammern (*cambres*) anordnet. Von diesen Kammern bis zur Erklärung von Phänomenen, worum es Llull ja schließlich geht, ist es noch ein weiter Weg. Bonner verfolgt an einigen Beispielen, wie sich Llull diesen komplizierten Prozess für den Benutzer der Ars vorgestellt hat. Die potenziellen Benutzer – und zu diesen gehörten auch die Doktoren der Pariser Sorbonne – befanden das System jedoch als zu kompliziert und eigentümlich. In der ternären Phase reagiert Llull auf diese Einwände. Er reduziert das vom Benutzer der Ars zu erlernende Material auf einige nunmehr neungliedrige Begriffsreihen, er entfernt die Viererstrukturen, die auf die vier Elemente aus der Naturphilosophie zurückgingen, und er formuliert die Antworten, die seine Kunst generieren soll, anstelle der kombinatorischen Kammern nunmehr in ganzen Sätzen aus. In dieser Form lernten die europäischen Lullisten seine Ars kennen. In der Spätphase unternimmt Llull schließlich noch einen weiteren Schritt, um sein Denken an die Praktiken der Universitäten anzupassen. Anstatt der Analogiestrukturen zwischen den Seinsbereichen, auf denen die frühe Ars basiert, konzentriert er sich nunmehr auf Beweisführungen, wie sie in der universitären Logik üblich waren. Die Abkehr vom Analogismus ist vermutlich ein Grund dafür, warum in dieser späteren Phase die literarischen Anteile seines Werks abnehmen, denen ja immer ein exemplarisch-analogistischer Charakter zu Grunde lag und die sich mit seinen Interessen an der Logik weniger gut vereinbaren lassen. Anthony Bonners Buch präsentiert die Ars des Ramon Llull somit sowohl im zeitlichen Längsschnitt als auch in der Tiefendimension der einzelnen Phasen. Es schließt damit an die grundlegenden Studien von Frances Yates an. Den Titel *User's Guide* trägt die profunde Studie allerdings nicht ohne ein Augenzwinkern ihres Autors. Er legt mit diesem Band gleichsam eine

‚Grammatik‘ der Llullischen Maschine zur Diskursproduktion vor, und sie ist darüber hinaus gleichermaßen auch eine ‚historische Grammatik‘. Was für angehende Lullisten jedoch weiterhin fehlt, ist ein Übungsbuch zu dieser Grammatik, denn auch durch die Lektüre von Bonners Gebrauchsanleitung wird der Leser keineswegs zum Arbeiten mit der Llullischen Kunst befähigt. Dieses Arbeiten war seit jeher ein Arbeiten *an* *ibr* und nicht *mit* *ibr*. Denn auffällig bleibt in der Geschichte des Lullismus, dass die wenigsten der frühneuzeitlichen Gelehrten, die sich mit der *Ars lulliana* auseinandersetzten, dies in dem Sinne taten, für den Lull sie vorgesehen hatte. Vielmehr nahmen sie jeweils unterschiedliche Facetten davon in den Blick, um diese dann für ihre speziellen Interessen weiterzuentwickeln. Das Arbeiten *an* der *Ars lulliana* ist durch Bonners Studie allerdings einen großen Schritt vorangekommen.

Wenngleich Bonner den Schwerpunkt seines Buches in den Hauptkapiteln auf die Funktionsweisen der *Ars* legt, so gibt das einführende erste Kapitel darüber hinaus auch eine ausgezeichnete Hinleitung zur Figur Ramon Llull. In diesem Fall ist sie nicht mit einem Gesamtkatalog der Schriften Llulls verbunden, weil Bonner einen solchen bereits in der viel benutzten Llull-Anthologie *Selected Works* (1985) bzw. ihrer katalanischen Version *Obres selectes* (1989) veröffentlicht hat und dieser Katalog zudem in der netzbasierten Datenbank *Llull DB* an der Universität Barcelona unter der Adresse <<http://orbita.bib.ub.edu/ramon/index.asp>> beständig aktualisiert und immer weiter ausgebaut wird. Der Autor war daher davon entbunden, in seinen *User's Guide* nochmals einen gedruckten Werkkatalog aufzunehmen.

Anders die zweite hier vorzustellende Einführung aus dem flämischen Hause Brepols. Sie geht den Weg „Leben – Werk – Denken“ und schließt mit dieser Gliederung an Ramon Llull selbst an, der bereits eine Vorliebe für dreifaltige Textstrukturen hatte. Die Herausgeber Alexander Fidora (Barcelona) und Josep Enric Rubio (València) legen begleitend zur monumentalen lateinischen Werkedition *Raimundi Lulli Opera Latina* (ROL) einen Band vor, der insbesondere darauf zielt, ein aktualisiertes Fundament der Llull-Forschung abzubilden und als Nachschlagewerk zu dienen. Der erste Abschnitt ist Llulls Leben gewidmet (S. 3–124). Er stammt von Fernando Domínguez (Freiburg) und Jordi Gayà (Mallorca) und somit aus dem Urgestein der texteditorisch und theologisch geprägten Llull-Forschung. Die hier vorgelegte Vita lehnt sich an die Vorgaben von Llulls eigener *Vita coaetanea* an und verfolgt eine konservative biografische Linie, die dokumentnah vorgeht und sich der großen interpretatorischen Gesten enthält,

zu denen die schillernde Figur Llulls den Biografen häufig Anlass zu geben vermeint. Eine ‚neue‘ Biografie Llulls ist angesichts des Jahrhunderte alten Interesses an Llulls Leben und der fortgeschrittenen Aufarbeitung in der Forschung tatsächlich kaum mehr denkbar. Die von Fernández und Gayà für diesen Band erstellte Vita schließt jedoch die bislang bestehende Lücke einer neueren wissenschaftlichen Referenzbiografie Llulls und erweist sich als ausgesprochen hilfreich, auch auf Grund der umfassenden Einarbeitung der weiterführenden, insbesondere aus der Geschichtswissenschaft stammenden Sekundärliteratur in den Anmerkungen.

Der zweite Teil des Bandes stammt von Fernando Domínguez in alleiniger Verantwortung: Es ist der Katalog der Werke Llulls, wie er der Edition ROL zu Grunde liegt (S. 125–242). Er unterscheidet sich merklich von E. Platzecks Katalog aus den 1960er Jahren, stimmt jedoch fast vollständig mit dem Katalog Anthony Bonners überein, der in der Llull-Datenbank der Universität Barcelona unterhalten wird, da beide auf dem umfassenden Handschriften-Archiv des Freiburger Raimundus-Lullus-Instituts beruhen (S. 135). Domínguez versieht seine Version mit einer sehr lesenswerten Einführung zur Manuskriptüberlieferung und stattet die 280 Einträge des Katalogs jeweils mit einigen die Texte charakterisierenden Bemerkungen sowie mit ausgewählten Angaben zu den Editionen und der Sekundärliteratur aus. Eine stärker systematisierte und schematisierte Analyse der Texte hätte diesen Katalog insbesondere für ein an literarischen Textmerkmalen interessiertes Publikum gewiss noch stärker nutzbar gemacht.

Der dritte Teil des Bandes befasst sich mit dem Denken Llulls. Dazu stellt der Mitherausgeber Josep Enric Rubio zunächst die *Ars magna* im Allgemeinen vor (S. 243–310). Er analysiert dabei in streng deskriptiver Weise zunächst die frühe Gestalt der *Ars* anhand der Funktionsmechanismen ihrer Figuren und beschreibt im Anschluss ihre Umgestaltung vom Jahre 1290 an. Auf diesen Teil folgen drei Abschnitte zum Llullischen Denken im Hinblick auf die großen Seinsbereiche in ‚aufsteigender‘ Reihenfolge: Natur, Mensch und Gott. Die Erläuterungen zu Llulls Auffassungen zum Reich der Natur beziehen sich insbesondere auf sein Denken in kosmischen Analogien (J. E. Rubio, S. 311–362). Der Abschnitt zum Menschen erläutert Llulls Anthropologie ausgehend von der Seelen- und Sinneslehre bis hin zu sozialen und historischen Aspekten (Marta M. Romano [Palermo] und Óscar de la Cruz [Barcelona], S. 363–459). Schließlich führt der Schlussabschnitt in Llulls theologisches Denken ein (J. Gayà, S. 461–515). Der Band wird von einer 20 Seiten umfassenden

Auswahlbibliografie abgeschlossen, die sich erfreulicherweise auf die Nennung wesentlicher Beiträge der Llull-Forschung beschränkt.

Der Band von Fidora und Rubio soll die Grundlagen der Llull-Forschung vorstellen und dabei die nunmehr ein halbes Jahrhundert alte Arbeit von E. Platzeck als Referenzwerk ablösen. Die breite Anlage des Bandes wird durch den Titel signalisiert und aus ihr erklärt sich wohl auch die Wahl des Englischen als *Lingua franca*, in die alle Beiträge des Bandes übersetzt wurden; dies umfasst im Übrigen, nach der misslichen angelsächsischen Gepflogenheit, in weiten Strecken des Bandes auch die Zitate. Verwundern muss allerdings, dass aus einem solchen Grundlagenband Llulls Dimension als Literat ausgeblendet blieb. Dies wird z. T. daraus erklärlich, dass der Band die ROL begleitet, in der diese Dimension des Llullischen Œuvres seit jeher nicht im Fokus steht. Dennoch würde es einem Grundlagenband gut anstehen, darüber zu informieren, welche Gattungen Llull bedient hat oder wie er Verfahren einsetzt, die heute als typisch für literarische Texte gelten und welche die heutige Breitenrezeption Llulls, dort wo sie existiert, bestimmen. Für dieses sowie für ein breiteres Fachpublikum erweist sich die vorliegende Einführung als nur mit gewissen Einschränkungen nutzbar; vielmehr handelt es sich um einen Begleitband der ROL für die entsprechenden Spezialisten. Insbesondere die Abschnitte zur *Ars*, aber teilweise auch diejenigen zu den Bereichen des Llullischen Denkens sind detaillistisch angelegt und in letzterem Fall streckenweise durch Zitate überfrachtet, die ihre Lektüre nur für ein exklusives Expertenpublikum ersprießlich machen. Im Ergebnis ist der Band mit seinen knapp 600 Seiten eher als Nachschlagewerk nutzbar. Im Allgemeinen lässt sich in der Llull-Forschung immer wieder eine Tendenz zu einem geradezu scholastisch anmutenden Spezialistentum feststellen, dessen Texte sich in ihrer ‚Endoreferentialität‘ (Bonner) zuweilen manchen der Texte des seligen Raimundus selbst annähern. Dies liegt nicht unbedingt in erster Linie an ihren Verfassern, sondern vorrangig an der Komplexität der *Ars* und der Unüberschaubarkeit des Llullischen Œuvres selbst, das es schier unmöglich zu machen scheint, es in mittlerer Körnung analytisch abzubilden, ohne sich dabei im Detaillismus zu verlieren. An der Zeit wäre es daher für die Publikation einer reduzierten Einführung, die für ein breiteres Fachpublikum einschließlich fortgeschrittener Studierender lesbar ist. Bislang wird dieses Publikum, und dies zudem nur teilweise, allein von Robert Pring-Mills kleinem Bändchen *El microcosmos lul·lià* oder der oben genannten Einführung von Badia/Bonner bedient.

Zudem fordern die beiden hier vorgestellten Werke eine Bemerkung zur Sprachenfrage heraus. Im Falle der Einführung von Fidora/Rubio wurden offenbar alle Beiträge aus den romanischen Sprachen der fünf Autoren für die Publikation ins Englische übersetzt. Das Ergebnis, für das die Übersetzer Robert D. Hughes, Anna A. Akasoy und Magnus Ryan verantwortlich zeichnen, ist tadellos und der Band im Unterschied zu anderen, vergleichbaren Beispielen ausgezeichnet lesbar. Dennoch erscheint es bedauerlich, dass die Originalversionen der Beiträge unzugänglich bleiben. Bei einer rein divulgativen Einführung wäre das zu verschmerzen. Hier liegt jedoch letztlich ein genuiner Forschungsbeitrag vor, der ein Referenzwerk werden will, so dass man hier gerne auf die Originale zugreifen würde. Die zweisprachige Lösung, wie sie in Bonners Studie vorliegt, kann in dieser Hinsicht als vorbildlich gelten. ■

■ Roger Friedlein, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/146, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <roger.friedlein@rub.de>.

■ Anna Alberni / Lola Badia / Lluís Cabré (eds.): *Translatar i transferir. La transmissió dels textos i el saber (1200-1500)*. Santa Coloma de Queralt: Obrador Edèndum, 2010. 551 Seiten. ISBN 978-84-936609-7-0.

Der Band versammelt die Beiträge eines internationalen Kolloquiums, das am 23. und 24. November 2007 von einer Forschergruppe der Universitäten von Barcelona und Girona, dem *Grup Narpan*, veranstaltet wurde. Der Titel umreißt einen Themenbereich, der in den letzten Jahren eine zunehmende Aufmerksamkeit erfahren hat: die Überlieferung von Texten und deren Inhalten. In den Fokus geraten dabei unterschiedliche Techniken der Textverarbeitung, vom Abschreiben über das Übersetzen bis zum Wissenstransfer, die auf vielfältige Weise miteinander kombiniert sein können.

Die durchweg in Form von Fallstudien angelegten Beiträge beschäftigen sich mit Fachtexten und mit höfischer Dichtung, während religiöse Texttraditionen kaum zur Sprache kommen. Insgesamt wird deutlich, dass die Frage nach der *transmissió dels textos i el saber* keinen strengen thematischen Zugriff darstellt. Vielmehr werden hier unterschiedliche, meist traditionelle Fragestellungen auf teilweise neue Weise akzentuiert, wobei allerdings durchgehend die philologische Fundierung der sprach- und literaturhistorischen Forschung im Mittelpunkt steht.

Nach der knappen *Presentació* von Lola Badia (S. 7–11) wird die Reihe der Beiträge durch die als *Lliçó introductòria* ausgewiesene Arbeit von Peter T. Ricketts (*Texte, transmission et traduction: le cas du Breviari d'amor de Matfre Ermengaud de Béziers*; S. 19–38) eröffnet. Als Verantwortlicher eines ambitionierten Editionsprojekts ist Ricketts ein guter Kenner dieses umfangreichen enzyklopädischen Werks über die göttliche und die menschliche Liebe. Hier wird neben dem okzitanischen Text vor allem die katalanische Prosaübersetzung präsentiert. Dass diese von Guillem de Copons, dem Übersetzer von Brunetto Latinis *Tresor*, stamme (S. 33), bleibt allerdings eine kaum belegbare Hypothese. Verblüffend ist die geringe redaktionelle Bearbeitung des Textes, etwa in den wiederholten Verweisen auf ein *exemplar* (S. 19, 25, 32), das dem Leser allerdings vorenthalten wird.

In ihrem Beitrag *Copisti di testi romanzi ed ecclotica* (S. 41–59) diskutiert Maria Careri Grundbegriffe der Editionswissenschaft. Angesichts der zunehmenden Marginalisierung der Textphilologie in der universitären Lehre ist eine solche Darlegung von Handbuchwissen sicher verdienstvoll; ob eine wissenschaftliche Publikation wie der vorliegende Band hierfür der richtige Ort ist, ist allerdings fraglich.

Lola Badia, Joan Santanach und Albert Soler illustrieren in ihrer Studie zur textuellen Tradition Ramon Llulls die notwendige Zusammenarbeit von Editionsphilologie und Sprachgeschichtsschreibung (*Els manuscrits lul·lians de primera generació als inicis de la scripta librària catalana*; S. 61–90). Ausgangspunkt sind die sechs Handschriften, die Guillem Pagès zwischen 1280 und 1301 angefertigt hat; wir können von einer engen Zusammenarbeit zwischen Autor und Kopist ausgehen. Leitfrage ist hier die Präsenz von Okzitanismen. So lässt sich etwa für Llulls *Llibre de contemplació* feststellen, dass die zahlreichen okzitanischen Elemente der Kopie von Pagès (1280) in der späteren Handschrift S (um 1330) weitestgehend eliminiert worden sind. In einer umsichtigen Argumentation können die Verfasser zeigen, dass der Gebrauch von Okzitanismen auch in der Prosa gattungsabhängig ist und letztlich eine stilistische Option darstellt.

Neue Einsichten in die Genese eines frühen historiographischen Textes stellt Xavier Renedo i Puig zur Diskussion (*Dels fets a les paraules, i de les paraules al Llibre dels fets: del Llibre del rei En Jaume*; S. 91–120). Nach der hier vertretenen These hat Jaume I seine Erinnerungen weder selbst aufgeschrieben noch diktiert, sondern vor seinem Hof mündlich erzählt, wonach sie in Form von *reportationes*, wie wir sie etwa aus dem Universitätsbetrieb kennen, aufgezeichnet worden sind. Die Interpolationen der lateinischen Übersetzung von Fra Pere Marsili und der anonymen aragonesi-

schen Version bieten in der Tat interessante Indizien in diesem Sinn. Dabei setzt der Verfasser voraus, dass die Übersetzer, mehrere Jahrzehnte nach dem Tod des Königs, über Informationen zur Textgenese verfügen, die uns nicht zugänglich sind; dies ist sicher möglich, bleibt jedoch spekulativ. Denkbar wäre auch, insbesondere in der stark elaborierten lateinischen Fassung, eine Stilisierung, die der Abhebung gegenüber dem volkssprachlichen Bericht dient.

Mit der Rezeption eines lateinischen Klassikers, Ovids *Heroides*, beschäftigt sich Josep Pujol (*Traducció, transmissió, divulgació: tres aspectes de les Heroides de Guillem Nicolau*, S. 123–159). Die katalanische Übersetzung von Guillem Nicolau aus den Jahren 1389–1390 findet nicht nur im *Tirant lo Blanc* ihren Niederschlag, sondern sie ist auch Grundlage zweier kastilischer Übersetzungen, deren eine als der *Bursario* von Juan Rodríguez del Padrón bekannt ist. Neben der Relation zwischen den volkssprachlichen Versionen wird hier auch die „interne“ Seite des Kulturtransfers beschrieben. Hierunter fasst Pujol insbesondere die im Zuge der Übersetzung erfolgte Integration des akademischen Wissens, das zunächst in Form von Glossen vorliegt, in den Text selbst. Anhand der Glossen lässt sich die Interdependenz von Philologie und historischer Lexikographie verdeutlichen: So ist die Übersetzung von lat. *saltus* mit dem Gallizismus *landes* anstelle des sonst für *saltus* verwendeten *munts* durch eine Interlinearglosse der lateinischen Handschrift K bedingt, wo wir *ladas* (mit fehlendem Abkürzungszeichen für den Nasal) finden. Das Beispiel belegt die Rolle des mittelalterlichen Lateins bei der Zirkulation bestimmter Bereiche der volkssprachlichen Lexik.

Der horizontalen Übersetzungsrichtung ist der Beitrag von Raquel Parera (*La versió d'Andreu Febrer de la Commedia de Dante: recursos del traductor*, S. 161–178) gewidmet. Die Verfasserin würdigt Febrers Dante-Übersetzung aus dem Jahr 1429 als eines der ersten Zeugnisse für die Wahl des Katalanischen als Sprache der hohen Dichtung (anstelle des in Katalonien lange Zeit üblichen Okzitanischen). Die Sprachmischung, d.h. die starke Präsenz von Okzitanismen und Italianismen in der katalanischen *Commedia*, soll dabei quantitativ, in Form einer „estadística del percentatge de solucions occitanes i italianes“ (S. 173), ausgewertet werden. Dies bildet jedoch bestenfalls einen ersten Schritt für eine Analyse der im Text dokumentierten *hibridació*, die wohl nur exemplarisch erfolgen kann.

Über ein laufendes Projekt berichtet auch Marta Marfany Simó (*La traducció catalana medieval de La Belle Dame sans merci d'Alain Chartier*, S. 179–188). Es werden Ergebnisse eines Vergleichs zwischen dem Gedicht Chartiers und der Übersetzung von Francesc Oliver (vor 1457) präsentiert, die

offenbar als Vorbereitung auf eine Edition gedacht sind. Warum eine neue Ausgabe des bereits mehrfach (zuletzt von Martí de Riquer 1983) edierten Textes nötig ist, wird hier allerdings nicht einsichtig.

Die folgenden beiden Beiträge sind der Wissensvermittlung in der Volkssprache gewidmet. Ilaria Zumaner (*Un nuovo testimone della Chirurgia di Ruggero Frugardo in lingua occitanica (Siviglia, Biblioteca Colombina, ms. 5-5-20)*; S. 191–240) skizziert die sprach- und kulturgeschichtliche Einordnung der Handschrift 5-5-20 der Biblioteca Colombina aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, die eine okzitanische Version der *Chirurgia* des Ruggero Frugardo da Parma (oder *da Salento*) überliefert. Im Zentrum des Interesses steht die Bedeutung der Fachtexte für die historische Lexikographie. Bedeutsam sind auch die Überlegungen zu möglichen praktischen Erfahrungen der Schreiber als Grund für textuelle Eingriffe sowie die Ausführungen zu den Relationen zwischen Montpellier, der vermutlich letzten Etappe der hier vorgestellten Handschrift, und dem aragonesischen Königshof.

Mit der gegenseitigen Beeinflussung der wissenschaftlichen und der literarischen Gattungstraditionen beschäftigt sich der Beitrag von Lluís Cifuentes Comamala (*Estratègies de transició: pobres i versos en la transmissió extraacadèmica del saber a l'Europa llatina tardomedieval*; S. 241–263). Wie der etwas rätselhafte Untertitel *pobres i versos* andeutet, werden hier zwei Themenbereiche diskutiert. An erster Stelle stehen Überlegungen zu einer Gruppe divulgativer Texte in lateinischer Sprache, die Titel wie *Thesaurus pauperum*, *Summa pauperum de legibus*, *Philosophia pauperum* etc. tragen. Adressaten dieser Werke, die zunächst auf Lateinisch, dann jedoch zunehmend in volkssprachlichen Übersetzungen verbreitet werden, sind Laien außerhalb des Universitätsbetriebs: Bürger und Praktiker der jeweiligen Disziplin. Möglicherweise hätte dieser Befund durch eine Reflexion über den Genitiv *pauperum* gestützt werden können. Ist *pauperum* wirklich im Sinne von „per a pobres“ (S. 242) zu verstehen? Eine *Philosophia pauperum* ist ja nicht eine Philosophie ‚für Arme‘, sondern eine ‚arme‘, d.h. reduzierte, vereinfachte Philosophie. Die Frage würde eine genauere Analyse verdienen. – Im zweiten Teil seines Aufsatzes wendet sich Cifuentes der Versform in wissenschaftlichen Texten des Mittelalters zu. Der Verweis auf das Spannungsverhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist ebenso erwartbar wie letztlich wenig erhellend. Hier, wie auch bei der Gegenüberstellung von „Wissenschaft“ und „Literatur“, etwa im Hinblick auf Ramon Llull's *Llibre de meravelles*, einen Roman mit wissenschaftlicher Thematik,

gehen die Überlegungen des Verfassers wohl zu dezidiert von heutigen Maßstäben aus.

Mit der Studie von Lino Leonardi (*Le origini della poesia verticale*; S. 267–315) wird eine Reihe sehr unterschiedlicher Beiträge zur lyrischen Tradition eröffnet. Gegenstand der Überlegungen Leonardis ist die Durchsetzung jener gattungstypischen *mise en page*, die die moderne Wahrnehmung der Dichtung wesentlich prägt: Während bis zum 13. Jahrhundert die gesamte lyrische Tradition ‚horizontal‘, d.h. wie Prosa, aufgezeichnet wird, setzt sich in den anderthalb Jahrhunderten seit der Mitte des *Trecento* das ‚vertikale‘ System durch, in dem jedem Vers eine eigene Zeile zugewiesen wird, so dass die Zeile meist nicht bis zum rechten Rand gefüllt ist. Leonardi erinnert daran, dass die gesamte narrative Dichtung in den romanischen Sprachen (mit Ausnahme der frühesten Texte) vertikal aufgeschrieben ist; wenn in Italien nun gerade das Sonett den Ausgangspunkt der neuen Form der Seitengestaltung in der Lyrik darzustellen scheint, so dürfte dies auch damit zusammenhängen, dass das Sonett sehr früh in Serien auftritt, wobei es gerade der „narrativizzazione del momento lirico“ dient (S. 282). Entscheidend ist somit nicht so sehr die Rolle Petrarcas, der in Fragen der *mise en page* als eher konservativ zu charakterisieren ist, als vielmehr der *usus* narrativer Texte – und damit nicht zuletzt auch die *Commedia*. Neben dem Sonett, so die Schlussfolgerung Leonardis, trägt vor allem die Terzine Dantes zur Durchsetzung der vertikalen Schreibung der italienischen Lyrik bei.

Die Untersuchung von Handschriften in ihrer Gesamtheit kann sich gerade im Falle der *canzonieri* auf eine gut etablierte Forschungstradition stützen. Die Sammlung, in der die Gedichte aufgezeichnet und überliefert sind, bietet eine Fülle wichtiger Informationen für die Einordnung und das Verständnis der einzelnen Texte. Dies zeigt auch der Beitrag von Anna Alberni (*Guillaume de Machaut en la tradició catalana dels segles XIV–XV: la suite d'esparses del cançoner* VeAg; S. 317–347). Gegenstand ist die letzte, „französische“ Sektion der Sammelhandschrift *Vega-Aguiló* (BC mss. 7-8), die neben Gedichten von Oton de Grandson auch drei anonyme Texte enthält. Zwei dieser Texte lassen sich Guillaume de Machaut zuschreiben, alle drei finden sich in dem *Roman de Cardenois*, der allein in einer in Katalonien angefertigten Handschrift vom Beginn des 15. Jahrhunderts überliefert ist.

Die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen leitet die Überlegungen von Miriam Cabré, Sadurní Martí und Marina Navàs (*Geografia i historia de la poesia occitanocatalana del segle XIV*; S. 349–376). Während gemeinhin davon ausgegangen wird, dass das 14. Jahrhundert die Ersetzung der Troubadour-

Tradition durch eine katalanische Tradition (allerdings nach wie vor in okzitanischer Sprache) mit sich bringt, wird hier die These einer Kontinuität der Troubadour-Tradition vertreten. Im Zentrum der Überlegungen stehen zwei *cançoniers* des 14. Jahrhunderts (*Sg* und *l*). Es wird dafür plädiert, die Bedeutung der „Schule von Toulouse“ vor allem für Katalonien nicht zu hoch zu veranschlagen. Vielmehr wird das Überleben einer „*àrea cultural occitanocatalana*“ zumindest für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts einsichtig gemacht, die ihr Zentrum vor allem im katalanischen Hof hat (S. 369 f.).

Der Beitrag von Jaume Torró Torrent ist wiederum einer Gedichtsammlung gewidmet (*El Cançoner de Saragossa*; S. 379–423). Die auf 1461–1462 datierte Handschrift ist u.a. deshalb wichtig, weil sie die älteste Sammlung von Gedichten von Ausiàs March enthält. Der Verfasser kombiniert eine detailfreudige materielle Beschreibung mit Schlussfolgerungen zum kulturellen Kontext der Handschrift, die insbesondere mit einem vom neapolitanischen Hof zurückgekehrten literarischen Zirkel in Verbindung stehen dürfte.

Eine Sammelhandschrift präsentiert auch Francisco Javier Rodríguez Risquete (*El Cançoner de l'Ateneu (Biblioteca de l'Ateneu de Barcelona, ms. 1)*; S. 425–473). Bemerkenswert ist die Vielzahl der vertretenen Sprachen: Kastilisch, Katalanisch, Neapolitanisch, Sizilianisch. Es dürfte sich um die Sammlung von Dichtungen eines bestimmten Hofes handeln, besonders wahrscheinlich ist ihre Herkunft aus Barcelona. Auch im Falle des *Cançoner de l'Ateneu*, der auf den Beginn der 1460er Jahre datiert wird, lässt sich eine Linie Neapel-Katalonien annehmen.

Auf einen ähnlichen Kontext verweist die Studie von Montserrat Galí, Rafael Ramos und Jaume Torró (*De mossèn Avinyó a Lluís d'Avinyó, uixer del príncep de Viana*; S. 475–508). Der „mossèn Avinyó“, von dem 22 Dichtungen in katalanischer und in kastilischer Sprache aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert sind, wird hier mit dem aus anderen Quellen bekannten Lluís d'Avinyó identifiziert, von dem wir unter anderem wissen, dass er im Jahr 1461 von Carles d'Aragó zum Ritter geschlagen wurde. Die gut dokumentierte Detailstudie erlaubt es, eine Gruppe von Texten einem präzisen kulturellen Umfeld zuzuordnen.

Der letzte Beitrag von Claudio Galderisi ist einer Projektpräsentation gewidmet (*D'un Moyen Âge à l'autre. Le projet "Traductions médiévales": Cinq siècles de traductions en français (X^e–XV^e siècle). Étude et Répertoire*; S. 511–538). Die verdienstvolle Dokumentation ist im Jahr 2011 in zwei gewichtigen Bänden bei Brepols erschienen. Da die Ausführungen Galderisis in erster

Linie die Realisierung des Projekts betreffen, können sie mittlerweile als überholt gelten.

Insgesamt bietet der Band *Translatar i transferir* wesentliche Einblicke in unterschiedliche Bereiche der aktuellen philologischen Forschung. Erwartungsgemäß ist die katalanische Mediävistik hier gut vertreten; hervorzuheben ist aber auch die breite romanistische Ausrichtung des Bandes. Die enge Zusammenarbeit zwischen Editionswissenschaft und historischer Lexikographie, die hier dokumentiert ist, entspricht einer gut etablierten wissenschaftlichen Praxis. Erwartungsgemäß spielen andere Bereiche der historischen Sprachwissenschaft, wie die historische Morphologie und Syntax, in den versammelten Beiträgen nur eine nachgeordnete Rolle. Eine vertiefte Reflexion über den Zusammenhang von historischer Syntax und Textphilologie bildet derzeit wohl eines der dringendsten Desiderate in der Beschäftigung mit dem romanischen Mittelalter.

Obwohl die Beiträge durchaus von unterschiedlichem Gewicht sind, vermag der Band als Ganzes die von Lola Badia einleitend hervorgehobene Bedeutung von Kongressakten für die Geisteswissenschaften (S. 8) eindrucksvoll zu bestätigen. Misslich sind dabei jedoch die zahlreichen Druckfehler, vor allem in den Tafelteilen und den Schaubildern. Die beigefügte Errata-Liste vermag hier nur teilweise Abhilfe zu schaffen. Ein so gewichtiger Beitrag zur Mittelalterphilologie, der sich ausdrücklich auf die „honors del format llibre“ beruft (S. 7), hätte eine sorgfältigere redaktionelle Betreuung verdient. ■

■ Raymund Wilhelm, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Institut für Romanistik, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt am Wörthersee, <raymund.wilhelm@aau.at>.

■ Antoni L. Moll / Josep Solervicens (eds.): *La poètica renaixentista a Europa. Una recreació del llegat clàssic*. Lleida: Punctum & Mimesi, 2011 (Poètiques; 2). 241 Seiten. ISBN 978-84-939252-0-8.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die zweite Sammelpublikation der Reihe *Poètiques* im Punctum & Mimesi-Verlag und zugleich um die Veröffentlichung der zweiten internationalen Fachtagung der barcelonischen Forschungsinitiative *Mimesi*, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die vielfältigen Verstrebungen der katalanischen Literatur und Literaturtheorie von der Renaissance bis zur Aufklärung im europäischen Kulturraum systematisch zu erhellen. Der für Katalanistik und romanistische Frühneuzeit-

forschung gleichermaßen wichtige Forschungsverbund *Mimesi* ist bereits mehrfach in dieser Zeitschrift vorgestellt und gewürdigt worden (vgl. Moll, 2009 und Müller, 2011), weswegen ich auf weitere Bemerkungen zum Konzept der *Mimesi*-Gruppe an dieser Stelle verzichte.

Bereits vor der Lektüre besticht der Band durch eine hervorragende Aufmachung. Es macht richtiggehend Vergnügen, das Buch in die Hand zu nehmen und darin zu lesen – dies dann freilich nicht nur wegen der harmonischen Gestaltung und der hohen Materialqualität, sondern auch aufgrund des ebenso spannenden wie erkenntnisreichen Inhalts. Nachdem der erste Band der Reihe sich mit barocken Dichtungsverständnissen beschäftigt hat, wendet sich der zweite Band nun historisch zurück und nimmt die Renaissance in den Blick, genauer: insbesondere die platonischen und den aristotelischen Grundfiguren, welche den Dichtungstheorien im späten 15. und im 16. Jahrhundert weithin zugrunde liegen. In seiner Einleitung benennt Josep Solervicens die besondere Qualität der rinasimentalen Poetologie und damit auch das heuristische Fundament des *Mimesi*-Kolloquiums: Nicht nur die Wiederentdeckung antiker Poetiken, sondern auch ein enger philologisch engagierter Umgang mit diesen sowie die große und intensive Verbreitung der Poetiken, die meist in Form interpretativer Kommentare aufbereitet wurden, und schließlich der wichtige Ort, den die Poetik als Disziplin in der humanistischen Diskussion eingenommen hatte – all diese Faktoren tragen dazu bei, Poetologie als zentralen Baustein für das Verständnis von Wissensdiskursen der Renaissance insgesamt anzusetzen. Wenn sich mit Beginn der Frühen Neuzeit angesichts einer zunehmend als kontingent wahrgenommenen Welt eine Pluralisierung von Wahrheit und Wissen herausbildet (Solervicens erwähnt in diesem Zusammenhang die Thesen von Batkin und Hempfer), dann bemisst sich der Erfolg jeglicher Wahrheitsdiskurse letztlich an der rhetorischen Exzellenz ihrer Vermittlung, und im Rahmen dieser tiefgreifenden Ästhetisierung von Wissen und Macht in der humanistischen Textkultur avanciert die historische Poetologie notwendig zum maßgeblichen Bestandteil frühneuzeitlicher Wissensarchäologie. Vor diesem übergreifenden heuristischen Horizont entfalten die insgesamt sieben Beiträge, die ich angesichts ihres fachlichen Gewichts als Studien zu bezeichnen geneigt bin, auf ausnahmslos klare und besonnene Weise ein repräsentatives Tableau, das ebenso forschertlich avanciert wie hochinformativ ist, weswegen ich den Band bereits an dieser Stelle unbedingt zur Lektüre empfehlen möchte.

Die Reihe der Beiträge beginnt mit ebenso grundsätzlichen wie detaillierten Einlassungen von Bernhard Huss, „La teoria del *furor poeticus* come arma dottrina: Ficino, Landino e il Cinquecento“ (19–44). Huss belegt souverän, wie Ficino frühneuzeitlicher Pluralisierung durch eine ganz und gar einheitliche platonische Kosmologie zu begegnen sucht und wie er sich dabei als Hohepriester seiner eigenen Wahrheitsdoktrin inszeniert. Eine zentrale Rolle nimmt in diesem rigiden System die Dichtung ein, welche Ficino nicht, wie im Renaissancehumanismus eigentlich üblich, mühsam gegen traditionelle theologische Vorbehalte in Schutz nimmt, sondern ganz offensiv ins Innerste der ficinianischen Lehre integriert, und zwar dadurch, dass sie als transzendentes Dispositiv der Sphäre göttlicher Musik zugeordnet wird und so konstitutiv Teil hat am neuplatonischen Gradationschema. Der *furor poeticus* wird zur Systemstelle des *furor divinus*, und die *vera poesia* wird schließlich als direkte Emanation göttlicher Kreativkraft beschrieben. Diese Konzeption Ficanos des *furor poeticus* als Dispositiv der Wahrheitsfindung schreibt in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts Cristoforo Landino in Auseinandersetzung mit Horaz dahingehend fort, dass er den Dichter als *poeta vates* und Mittler zwischen Gott und den Menschen inthronisiert. Die Sprengkraft seiner Verbindung von ficinianischem Inspirationsgedanken einerseits und einer horazianisch regelhaften Dichtungslehre andererseits versucht Landino dabei mit ziemlichem Erfolg noch zu eskamotieren. Mit der Durchsetzung des Aristotelismus im 16. Jahrhundert freilich bleibt dem platonistischen *furor*-Gedanken immer weniger Raum. Besonders prononciert verweltlicht Lorenzo Giacomini 1587 den *furor poeticus*, wenn er ihn als naturhaften Konzentrationszustand des Dichters angelegentlich bestimmter Darstellungsprobleme zwar gelten lassen will, ihn als göttliche Inspirationslehre aber als unvernünftige Trugvorstellung, als „finzione vanissima contraria a la ragione“, verwirft. Die philosophisch einheitsstiftende Wirkung des *furor poeticus* im Dienst platonischer Wahrheitsdoktrin ist damit dahin. Wie präsent dieses Thema gleichwohl nicht nur in der Dichtungslehre, sondern auch in der *poiesis* der Renaissance selbst war, beleuchtet Roger Friedlein am Beispiel von João de Barros, Maurice Scève und Alonso de Ercilla („El furor poètic escenificat“, 47–66). Friedlein untersucht eindringlich textnah narrative Inszenierungen des Furors in heroischen Dichtungen, wobei es ihm um die Erhellung der metapoetischen Implikaturen der betreffenden Passus geht. In João de Barros' *Clarimundo* interessiert Friedlein die Verknüpfung der Furor-inszenierten dynastischen Prophezeiung des Großen Fanimor, des Herrn der Insel der Glückseligen, mit der Geschichtserzählung des maurischen

Königs Fibar von Lissabon. Hier stellt Friedlein nicht nur ein von der Forschung bislang nicht hinreichend beleuchtetes thematisch komplementäres Verhältnis beider Episoden dar, sondern auch, wie der prophetische Furor des Fanimor in einer Überlagerung von fiktionsinnerem und äußerem Kommunikationssystem auch als poetischer Furor lesbar gemacht wird, die heroische Dichtung eines *poeta vates* über die Fanimor-Figur dabei mit der Wahrheit korrespondiert und die antikisierende Romanprosa dagegen einen zweifelhaften Wahrheitsstatus zugesprochen bekommt. Maurice Scève's *Microcosme* aus dem Jahr 1562 behandelt zwar nichts Heroisches im engeren Sinne, bewegt sich aber von seinem Thema her, dem Weg des Menschen von der Schöpfung und dem Fall bis zu seiner Rückkehr zu Gott, im hohen Stil und betont die Rolle von *furor poeticus* und *poeta vates* für den menschlichen Zivilisationsprozess. Dabei bestätigt und inkorporiert Scève's Langgedicht in seiner bewusst verrätselnden Anlage, die mitunter auch als nachgerade „unlesbar“ empfunden worden ist, genau jene Furor-Lehre: *histoire* und *discours* werden auf aufsehenerregende Art zur performativen Deckung gebracht. Anders präsentiert sich der Umgang mit den Furor-Lehren in Alonso de Ercilla y Zúñigas *La Araucana*, dem Gründungstext der chilenischen Literatur. Hier empfindet der Erzähler seinen berühmten Furor-Traum, in dem Liebes- und Dichtungsfuror zunächst stimulierend wirken, im Nachhinein als wenig vertrauenswürdige Erfahrung und als Belastung; gültige heroisch-historische Dichtung muss sich, so die metapoetische Implikatur, jenseits derartiger Trübungen entfalten. In einer abschließenden Volte weist Friedlein auf die systematische Notwendigkeit hin, im Rahmen metapoetischer Interpretationen den Gültigkeitsanspruch der fiktionalen Szenarien für die Dichtungstheorie stets grundsätzlich auch dahingehend zu reflektieren, dass aufgrund fiktionsinterner Sachzwänge die poetischen Inszenierungen konzeptueller Problemzusammenhänge nicht immer geradlinig als Artikulation der Theoriestandpunkte der Autoren gelesen werden können – eine bedenkenswerte kontextbezogene Relativierung des metapoetischen Lektüreatsatzes, die im Rahmen der *metafiction*-Debatte wohl fruchtbar in Anschlag zu bringen wäre.

Der Vielschichtigkeit des cinquecentesken Aristotelismus widmet sich Brigitte Kappl am Beispiel der Poetiken von Robortello, Maggi, Castelvetro, Piccolomini, Giacomini und Minturno sowie in exemplarischer Konzentration auf dem Umgang mit der aristotelischen Katharsis („Aristotelian Katharsis in Renaissance Poetics“, 69–97). Dabei stellt sich heraus, dass die aristotelische Katharsis auf unterschiedliche Weisen aktualisiert wird, so etwa als „education of emotions“ (Robortello), als „quasi-me-

chanical elimination of bad emotions“ (Maggi, Minturno), als „hardening against emotions“ (Robortello, Castelvetro) u.v.m. Den meisten Positionen gemeinsam sind Abweichungen von Aristoteles‘ Affektenlehre: auch wenn zumeist die aristotelische Ablehnung der *apatheia*-Doktrin übernommen wird, so bleibt bei den Renaissance-Poetologen doch das – philosophisch bedeutsame – kognitive Vermögen des *pathos* unterbelichtet, was durchaus Auswirkungen auf die tragische Handlung insgesamt hat: tragische Mimesis wird so insgesamt abstrakter. Dies ist alles ebenso durchdringend wie lehrreich auf dem Hintergrund einer ausgeprägten, ja notorisch hervorragenden Kenntnis (vgl. Kappl, 2006) der beschriebenen Zusammenhänge dargestellt. Umso mehr frage ich mich, ob eine Auseinandersetzung mit Otfried Höffes rezentem Band zur Aristotelischen Poetik nicht doch noch die Prägnanz der vorgestellten Thesen hätte schärfen können, zumal sich dort ein wichtiger Beitrag zu epistemischen Grundlagen der neuzeitlichen Aristoteles-Rezeption findet (vgl. Höffe, 2009 und darin Kablitz, 2009: 215–232).

Durch außerordentliche Anschaulichkeit erfreut der präzise Beitrag von Josep Solervicens („De l'ampliació del sistema aristotèlic de gèneres a l'establiment d'un nou paradigma [1548–1601]“, 101–135). Solervicens widmet sich unter Bezug auf Robortello, Bonciani, Sigonio, Tasso, Viperano, Torelli und Scaliger der Frage, wie der rinascimentale Aristotelismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen literarische Gattungen als solche konzipiert. Im Ergebnis beobachtet Solervicens auch im scheinbar auf Einheit und Orthodoxie abgestellten Aristotelismus des Secondo Cinquecento erhebliche und dynamische Pluralisierungstendenzen bereits auf der Ebene der kategorialen Begründungsdiskurse. Die Präzision der Erfassung von Gattungen steigt dabei proportional zu der Flexibilität an, mit der die Theoretiker mit ‚ihrem‘ Aristoteles umgehen: während ein vergleichsweise orthodoxer Aristoteliker wie Robortello die ihm zeitgenössischen Gattungen eher hölzern und unscharf erfasst, stellen sich Autoren wie Sigonio, Tasso und Viperano sehr viel subtiler und wirkungsvoller der poetischen Praxis ihrer Zeit, was erst recht für den synkretistischen Scaliger gilt, bevor Guarini das aristotelische System massiv öffnet und in das neue Paradigma barocker Gattungsmischung auslaufen lässt. Ebenfalls synoptisch im Bereich aristotelischer Gattungsdiskussion angelegt ist der Beitrag von Anne Duprat („Le cheval de Troie. Mimesis et allégorie dans les poétiques de l'épopée au XVII^e siècle“, 139–155). Mit magistral weitem Blick macht Frau Duprat vor allem anhand von Scaligers Vergilansicht, aber auch anhand von Ronsard, Tasso und Pinciano einsichtig, wie das Epos in den

Dichtungslehren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Schnittpunkt von rhetorischer *imitatio auctorum*, philosophischer *imitatio naturae* bzw. Mimesis, allegorischer Sinnstiftung und neuplatonischer Inspirationslehre fungiert, wobei im Kern von einer Dominanz machtvoller antiker Modelle und Normen (Homer, Vergil) auszugehen ist, welche es in die Belange christlicher Weltrepräsentation zu integrieren gilt. Damit sind die Theorien des Epos auch gattungsübergreifend überaus aussagekräftig für die Rekonstruktion historischer Dichtungsverständnisse in der Renaissance. In diesem Sinn repräsentativ ist die Tatsache, dass die betreffenden epischen Dichtungslehren die heroische Fiktion einer aristotelischen Mimesis verpflichten und etwa allegorische Dimensionen zurückzudrängen trachten. Insoweit ist es zweifellos richtig, das Epos des 16. Jahrhunderts als „grand récit“ und tragendes Darstellungsdispositiv der Renaissancekultur schlechthin zu bezeichnen. Missverständlich – zumindest aus italianistischer Warte – scheint mir gleichwohl die historische Ausdehnung dieses Postulats auf einen Autor wie Ariosto, geht doch der keineswegs aristotelisch mimetische, sondern einer komisch-parodistischen *varietas* verpflichtete *romanzo cavalleresco* konzeptuell (vgl. Penzenstadler, 1987) von anderen Prämissen aus als das *poema eroico*. Die Vorstellung einer „remarquable stabilité générique de l'épopée“ wäre insofern an dieser Stelle vielleicht noch zu nuancieren, so treffend sie in Hinblick auf die große *durée* auch sein mag.

Mit der Nachwirkung des Hermogenes in der poetologischen Reflexion befasst sich Roland Béhar am Beispiel der Garcilaso-Kommentare von Fernando de Herrera („Los sagrados despojos de la veneranda antigüedad: estilo poético y debate literario en torno a Fernando de Herrera“, 159–196). Im Bestreben, verlorenen antiken Glanz wiederherzustellen, setzt Herrera insbesondere auf den rhetorischen *verborum splendor*, dessen Kontur er einerseits aus Ciceros *Orator*, andererseits aber in erheblichem Maße auch aus Hermogenes' *Ideen* bezieht. Flankiert wird der systematische Bezug auf Hermogenes' Stillehre, den Béhar detailliert in seiner kategorialen Ordnung darstellt, weiterhin durch Anschlüsse an Horaz und Pindar, die poetisch und theoretisch als Vorbilder der Renaissancedichtung ausgewiesen werden. Als hochinteressant habe ich hier empfunden, wie rinascimentaler Synkretismus unter deutlich platonistischen Vorzeichen funktionieren kann, ohne dabei in die doktrinale Starre eines Ficino einzumünden.

Abgerundet wird das perspektivisch ungewöhnlich anregende und durch die philologische Akkuratess hochgradig belastbare Panorama des Bandes von Cesc Esteve und Antoni-Luís Moll mit einer Darstellung der

Hauptlinien der katalanischen Poetiken im Licht ihrer Rezeption des klassischen antiken Erbes („La poètica catalana del Renaixement: conceptes clau“, 199–241). Grundlage ist ein breites Korpus aus Kommentaren, Rhetoriken, Grammatiken, Glossen, Prologen oder metapoetischen Einlassungen in der Dichtung selbst, und zwar sowohl in der volkssprachlichen wie in der lateinischen Literatur. Hier gilt ebenfalls, dass die Diskussion sich – abgesehen von der anonymen *Art nova de trobar* – durch den Widerstreit bzw. die Verstrebung zwischen neuaristotelischer und neuplatonischer Tradition kennzeichnen lässt, wobei die neuplatonische Linie mit Francesc Alegres *Quinze llibres de Transformacions del poeta Ovidi* von 1494 beginnt und sich mit Joan Àngel González’ *De origine et laudibus poeseos sylva* (1525) fortsetzt, während die neuaristotelische Linie später, aber dafür wohl folgenreicher einsetzt und sich insbesondere mit Antonio Lulls *De oratione libri septem* (1558) und den *Anotaciones per a entendre alguna cosa de l’Arte poètica de Aristòtil* von Pere Joan Nunyes verbindet. Innerhalb der intensiven und avancierten theoretischen Diskussion im katalanischen Kulturraum ist dabei insofern auch ein katalanischer Spezialdiskurs zu beobachten, als sich die volkssprachliche Dichtung Eigenständigkeit zuzuschreiben trachtet und – etwa im Fall Joan Boscàs und Pere Antoni Beuter – den Vorwurf der Anleihe in Italien, etwa bei Petrarca, historisch zu entkräften bzw. zu widerlegen sucht. ■

■ Bibliographie

- Höffe, Otfried (ed.) (2009): *Aristoteles. Poetik*, Berlin: Akademie-Verlag (Klassiker auslegen; 38).
- Kablitz, Andreas (2009): «Mimesis versus Repräsentation. Die Aristotelische Poetik in ihrer neuzeitlichen Rezeption», in Höffe (ed.), 215–232.
- Kappl, Brigitte (2006): *Die Poetik des Aristoteles in der Dichtungstheorie des Cinquecento*, Berlin: de Gruyter (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte; 83).
- Moll, Antoni L. (2009): «Projecte Mimesi. Idees literàries catalanes del Renaixement, del Barroc i de la Il·lustració», *Zeitschrift für Katalanistik* 22, 305–313.
- Müller, Isabel (2011): «Antoni L. Moll / Josep Solervicens (eds.): *La poètica barroca a Europa. Un nou sistema epistemològic i estètic*, Lleida: Punctum & Mimesi, 2009 (Poètiques; 1). 182 Seiten. ISBN 978-84-936094-9-8.», *Zeitschrift für Katalanistik* 24, 346–351.

Penzenstadler, Franz (1987): *Der Mambriano von Francesco Cieco da Ferrara als Beispiel für Subjektivierungstendenzen im Romanzo vor Ariost*, Tübingen: Narr (Romanica Monacensia; 27).

■ David Nelting, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/ Raum 142, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <david.nelting@rub.de>.

■ Cristòfol Despuig: *Los col·loquis de la insigne ciutat de Tortosa*. Edició crítica d'Enric Querol i Josep Solervicens. Barcelona: Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 2011 (Textos i Estudis de Cultura Catalana; 172). 189 pàgs. ISBN 978-84-9883-435-2.

Els *Col·loquis* de Despuig són sens dubte una petita joia de la literatura catalana del segle XVI, tant pel seu interès literari com pel que aporta a la història de les idees i els costums, i molt especialment per a la història (social) de la llengua. En l'estela dels col·loquis renaixentistes –Bembo, Vives, els germans Valdés...– i amb ple compromís amb els temes del seu temps, Despuig ens lliga una obra que dona testimoniatge de la seva visió de la ciutat de Tortosa i de les seves preocupacions per la llengua i la cultura de l'època, en el marc català.

La història de la seva transmissió és, tanmateix, atzarosa. Escrit el 1557, no es va editar en llibre fins el 1877, per obra de Fidel Fita. L'edició crítica que ara comentem parteix d'aquesta impressió completa i d'una altra versió íntegra, manuscrita, de començaments del segle XVIII, que es pren com a versió de base sobre la qual es col·locacionen els altres testimoniatsges, incloses tres versions fragmentàries –una que es troba dipositada a la Biblioteca del Patriarca, a València, una altra a la Bibliothèque Nationale de France, i encara una tercera, que és una traducció castellana del segle XVII feta per Francesc Martorell i impresa el 1626. La traducció de Martorell, per exemple, tot i no ser sempre literal, aporta informacions filològiques precioses, com ara la possibilitat d'esmenar alguns errors en la transcripció de peces lèxiques: així, per exemple, la traducció d'un mot català per “pulpos” permet identificar el sentit del vocable confús “polts” com a “polps”, o la traducció “mirlos” permet optar encertadament entre les variants “mirles” i “micles” que apareixen en els diferents textos.

L'edició que ara comentem és, doncs, un treball refinat de crítica textual que sap aprofitar fonts de tipus diferents, incloses certes identificacions de passatges d'Alfonso de Valdés o de Baltasar de Castiglione (a través de la traducció de Boscà) que operen en el rerefons de l'escriptura. Els autors de

l'edició crítica tenen en compte, a més, les edicions modernes (la d'Eulàlia Duran del 1981 i la de Tres del 1996, molt en especial la primera), a les quals remetent alguns comentaris en nota – tot senyalant, d'altra banda, que l'edició de Duran parteix d'un manuscrit setcentista diferent al de Fita. La tasca, en fi, correspon, a un propòsit cabdal: “establir un text crític entre tots els testimonis conservats amb la pretensió d'apropar-nos a l'arquetip perdut”.

Per descomptat s'hi expliciten, com correspon a una edició d'aquestes característiques, les normes de transcripció, que, en síntesi, tendeixen a regularitzar els aspectes gràfics i a conservar respectuosament la morfologia (amb algunes excepcions), la sintaxi i el lèxic originals. L'aparat de notes, d'altra banda, és esponerós però guiat sistemàticament per la finalitat de donar informacions pertinents per a la fixació del text i per a la seva interpretació a la llum de referències al context històric o als usos estilístics de l'època i del gènere.

És destacable, ultra això, l'interès d'aquests editors per una concepció *discursiva* de l'obra, que els duu a plantejar qüestions d'estructura textual o de relacions entre models de discurs oral (interacció conversacional) i models d'escriptura literària. Aquest és un tema molt pertinent que sovint ignoren o marginen els filòlegs editors de textos en enfrontar-se a una obra que, en última instància, correspon a *l'oralitat fingida*, és a dir al propòsit de representar l'oralitat en el quadre de la ficció literària. En aquest sentit, cal dir que el model dels col·loquis renaixentistes no sols és estudiat en la documentada “Introducció” que precedeix l'edició, sinó que és pres en consideració al llarg de l'esforç interpretatiu i contextualitzador que es materialitza en les notes.

No cal dir que l'obra de Despuig és mereixedora de l'esforç d'aquesta comesa, tant pel seu interès lèxic i fraseològic com pel seu valor de testimoniatge d'uns canvis gramaticals en procés (per exemple els que corresponen a l'expressió de la concessivitat), o perquè fa palesa una consciència unitària envers la llengua comuna, i fins i tot per les dades sobre les relacions entre Catalunya i València en l'època de la seva escriptura, a mitjans del segle XVI. A aquests motius d'interès, cal afegir el cabal d'informació útil per a la història de Tortosa, que abasta diversos aspectes de la vida local, de les transformacions de la geografia urbana, o bé respecte a la flora i la fauna del delta de l'Ebre o als estris de treball, i tot això certament tant en la dimensió de la descripció empírica com en la de les denominacions lingüístiques, que els editors anoten amb rigor.

En efecte, des de la perspectiva de l'interès per la fraseologia i la paremiologia (expressions elatives, dites, proverbis, metàfores convencionalitzades...), el text dona exemples ben sucosos, com ara: “amb una pedra se maten dos pardals”; “fort és la roca, pus fort és qui la derroca”; “a faena feta no hi ha destorb”; “s’obria com una magrana”; “a mal i a bé tothom hi afig”; “pujar-los als corns de la lluna”; “qui mesura, dura, a despit de mala ventura”; etc. En el Col·loqui segon s’insisteix en la riquesa paremiològica del català (“mas què de refranys i quant sentenciosos se troben i es parlen a Catalunya”) i fins i tot s’arriba a fer disquisicions sobre el sentit d’un proverbi: “Digau-me, senyor, ¿d’on ha pres fonament o principi aquell proverbi, o refrany, que per denotar misèria se sol dir ‘par que sia taula de Barcelona’, que en certa manera par que es diga en perjudici de tota Catalunya?” Tot seguit, un dels personatges, Livio, explica, en resposta a la pregunta de Don Pedro, la inversió semàntica del valor del proverbi, que els curadors reblen en nota a peu de plana.

La mateixa consciència lingüística que manifesta Despuig respecte a la riquesa i l’interès de la paremiologia es manifesta també respecte a la unitat de la llengua per mitjà de les intervencions del cavaller valencià en el col·loqui primer, que han estat citades manta volta: “i la llengua, de Catalunya la tenim, encara que per lo veïnat de Castella s’és molt trastornada”. Així mateix s’hi expressa la necessitat del cultiu del català malgrat la innegable importància de la llengua veïna, “perquè d’açò se pot seguir que poc a poc se lleve de rael la de la pàtria, i així pareixeria ser per los castellans conquistada”. Els editors comenten, d’altra banda, l’explicitació que l’autor fa en els prolegòmens sobre les raons de la tria de llengua en l’obra: “Despuig justifica l’ús del castellà en detriment del català per raons simbòliques; en canvi argumenta el rebuig del llatí per raons pràctiques, el desconeixement d’una part dels receptors potencials” (nota 20).

Un altre tema que no els escapa, als editors, és el rerefons de l’esdeveniment, encara relativament recent, del *sacco di Roma* del 1527, del qual s’havia ocupat, entre altres autors del moment, Alfonso de Valdés. En les crítiques al bisbe i en alguns detalls menors es podria intuir algun ressò de l’erasmisme que tant havia criticat la corrupció romana i, en alguns casos, havia intentat justificar les atrocitats comeses per les tropes del conestable de Castella en nom de l’emperador. Ara bé, els editors jutgen aquesta influència erasmista com un eco més aviat superficial.

Finalment, tal com s’ha avançat adés, caldria destacar l’atenció que Solervicens i Querol dediquen en la seva edició a certs aspectes discursius de l’obra: el caràcter dialògic i oralitzant d’aquest artifici renaixentista; les

constriccions lingüístiques que el decòrum imposa a la parla dels personatges en un gènere adscrit a l'oralitat fingida; la importància de les indicacions sobre el moviment "escènic" dels personatges; les referències al caràcter privat de certes intervencions que s'escenifiquen teatralment com a comentaris reservats ja que, en la lògica interna de la ficció representada, no haurien de transcendir a l'esfera pública...

Tot plegat fa d'aquesta edició crítica un treball adient a l'interès intrínsec de la peça editada, que pot ser aprofitada per filòlegs i historiadors i que és, alhora, eficaç per al delit d'un públic més ampli que vulgui gaudir de l'elegància dels parlaments i de la curiositat de les dades culturals, geogràfiques o etnogràfiques que l'obra presenta ací i allà amb riquesa de detalls. ■

■ Vicent Salvador, Universitat Jaume I, Departament de Filologia i Cultures Europees, Filologia Catalana, Avinguda de Vicent Sos Baynat s/n, E-12071 Castelló de la Plana, <vicent.salvador@fil.uji.es>.

■ Julià Guillamon: *El dia revolt. Literatura catalana de l'exili*. Barcelona: Empúries, 2008. 528 pàgs. ISBN 978-84-9787-340-6.

Obrir *El dia revolt* és, en certa manera, com obrir un bagul de records. És un bagul col·lectiu, una mica de tots, ple de fotografies, documents i objectes personals dels seus protagonistes. Entre les seves pàgines podem trobar des d'un tovalló de paper amb les signatures d'alguns dels refugiats de Roissy-en-Brie, fins la càmera amb la qual Pere Calders filmava la seva família a Mèxic. Arran d'aquests records els supervivents de l'exili ens transporten a un moment encara no tan llunyà, però encara tan desconegut per a molts.

L'objectiu de *El dia revolt* és fer una aproximació a l'exili literari català, no des de les seves obres, sinó des dels seus autors. El llibre consta de quaranta-dos reportatges agrupats segons el lloc d'acollida: Paris, Montpeller, Buenos Aires, Santiago de Xile, Santo Domingo, L'Havana, Caracas, Mèxic DF... L'autor, Julià Guillamon, segueix els rastres dels exiliats fent un recorregut per les principals estacions de l'exili.

L'edició conté més de cinc-centes fotografies que acompanyen els testimonis en primera persona i la doten de gran dinamisme. Les imatges no ens mostren solament els protagonistes, sinó que també ofereixen una selecció d'alguns dels seus objectes personals que els autors portaren a

l'exili o que van guardar com a record. No obstant, l'obra no és només una compilació de testimonis i objectes o imatges, sinó que està basada en un coneixement profund de l'exili català. S'ha de subratllar la remarcable investigació darrere *El dia revolt*, fruit d'un exhaustiu treball de recerca del seu autor. Julià Guillamon fou comissari de l'exposició *Literatures de l'exili*, organitzada pel Centre de Cultura Contemporània de Barcelona, inaugurat en octubre de 2005. L'exposició, itinerant, va portar l'autor per diversos centres de l'exili com ara Xile, Mèxic o Argentina, i li va donar l'oportunitat de documentar-se i conèixer els desterrats des de la singular perspectiva amb la qual ens presenta l'obra. Guillamon, crític de *La Vanguardia* i autor de títols com *La ciutat interrompuda*, ha obtingut amb *El dia revolt* una excel·lent acollida de la crítica, sent mereixedor de diversos premis com el Premi Octavi Pellissa (2006), el Premi Ciutat de Barcelona d'Assaig (2008) i el Premi Lletra d'Or (2009).

El títol de l'obra fa referència al poema homònim de Josep Carner, "El dia revolt", publicat en 1918 en el seu llibre *Bella terra, bella gent*. En les últimes pàgines de l'edició trobem el poema imprès i tenim el privilegi d'escoltar-lo de la pròpia veu de Carner, atès que s'inclou un disc compacte on podem escoltar el seu enregistrament original de 1963. Malgrat que el poema no pertany a l'obra de l'exili de l'autor, es pot llegir com una reflexió sobre l'estat d'ànim de l'exiliat: Carner ens parla de sol, de pluja i de vent, al igual que l'esperit de l'exiliat es troba alhora intranquil i temorós, amb l'esperança de que amaini, però també amb moments de serenitat i l'excitació d'un nou començament. Tot això és el que ens transmet *El dia revolt*: el drama de l'exili al costat de les anècdotes del dia a dia dels desterrats. Com el seu autor afirma: "Sovint, quan es parla de l'exili, s'acostuma a oferir una visió que realça els moments dramàtics i deixa de banda els aspectes més quotidians" (pàg. 22). En conseqüència, l'obra ens ofereix una peça que ens faltava per a compondre el puzzle de l'exili: podem llegir sobre la crua experiència en el camp de concentració d'alguns autors, de les misèries que tingueren de patir a l'exili o de com ho van perdre tot a la pàtria, però, al mateix temps trobem anècdotes entranyables. Per exemple, Enric Cluselles descriu com Pere Calders camí de l'exili canvià unes sabates per un fusell (pàg. 28). Ens conta també que en el refugi de Roissy-en-Brie nasqueren parelles com les de Mercè Rodoreda i Armand Obiols o Anna Murià i Agustí Bartra (pàg. 32). Teresa Rovira relata com en el pis que llogaven en Montpeller el seu pare, Antoni Rovira i Virgili, feia armaris i llibreries amb caixes d'ous (pàg. 38), etc.

Obrir *El dia revolt* és doncs endinsar-se en un èxode literari per veure les circumstàncies que envoltaven els autors i les seves famílies, el que sentien, les seves impressions en els països que els van acollir, les condicions en les quals vivien i com visqueren els esdeveniments històrics de l'època. Les aportacions i els testimonis ens parlen de la guerra, la marxa de la pàtria, la vida en el nou país i la qüestió del retorn a Catalunya, així com de la por, la fam, la inadaptació, els amics i la unió dins del cercle d'exiliats.

A més de resultar una valuosa ferramenta per a l'estudi de la literatura catalana, *El dia revolt* és una veritable joia per a combatre la desmemòria històrica: no ens deixa oblidar el passat, ens el porta al present perquè siguem conscients de les experiències en l'exili del poble català, donant al lector a conèixer els autors i les seves obres més significatives, apropant-lo als contextos en que es crearen.

El dia revolt, amb el seu enfocament poc convencional, ens deixa conèixer una nova cara de l'exili a la qual no estem acostumats i és recomanable, per la seva amena lectura, a un públic més ampli que únicament els estudiosos de la literatura catalana de l'exili. ■

■ Trinidad Marín Villora, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Romanskiej, Wydział Filologiczny, Plac Biskupa Nankiera 4, PL-50-140 Wrocław, <trinidad.marin@uni.wroc.pl>.

■ M. Àngels Francés Díez: *Montserrat Roig: feminisme, memòria i testimoni*. Barcelona: Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 2012 (Biblioteca Serra d'Or; 448). 224 pàgs. ISBN 978-84-9883-497-0.

Vint anys després de la seua mort, Montserrat Roig protagonitza un llibre dedicat a la seua figura, un llibre rigorós i molt ben documentat que permet l'apropament a l'autora tant per part de les generacions que la van conèixer, com per part de les generacions que no, però que han pogut descobrir la seua obra a través d'estudis com aquest o altres publicats al llarg dels anys.

L'alacantina M. Àngels Francés, professora de la Universitat d'Alacant que ja va doctorar-se l'any 2008 amb una tesi sobre l'obra literària de Montserrat Roig (*Literatura i feminisme. L'hora violeta de Montserrat Roig*, Barcelona: Arola Editors, 2012), fa una radiografia exhaustiva de l'important paper de Montserrat Roig com a escriptora i com a defensora de les llibertats socials a partir de l'establiment de tres eixos que marcaran l'anàlisi de la seua figura: feminisme, memòria i testimoni, emmarcada en el context en

què aquesta visqué, marcat per la combinació entre la creació i la reivindicació; és a dir, l'escriptura literària i la lluita aferrissada per defensar els drets socials de la humanitat, principalment els de les dones. Aquests tres substantius, feminisme, memòria i testimoni, marcaran el desenvolupament d'aquest sentit homenatge a les diferents facetes de Montserrat Roig, ja que amb la lectura de l'obra de Francés s'hi descobreixen traces de la Roig periodista, de la Roig escriptora, de la Roig feminista, de la Roig mare, de la Roig lluitadora, etc. per acabar confegint el tarannà i el caràcter de la Roig dona.

El llegat de Montserrat Roig ha estat immens, ja que tal com s'entreveu en l'obra ressenyada, va ser una dona amb uns principis fermes que va lluitar pels seus ideals per intentar viure en un món millor o, si més no, intentar que el món futur pogués ser millor per a les noves generacions. Així doncs, els temes que ens presenta Francés giren al voltant de les preocupacions que Roig tenia, relacionades amb els més desfavorits de la societat, el nazisme i la seua repercussió en la humanitat, el paper del franquisme en la societat del moment i el feminisme, la seua lluita constant. Roig esdevé a través d'aquesta obra de Francés el testimoni que farà revivre la memòria, enllaçant aquesta afirmació amb els tres punts que marquen, com hem vist, el desenvolupament del llibre ressenyat.

Amb un pròleg de Montserrat Palau i una introducció de l'autora, *Montserrat Roig: feminisme, memòria i testimoni* té dues parts ben delimitades: la primera, «Montserrat Roig en el context de la Transició», serveix per situar l'escriptora en el context dels 60 als 80; la segona, «Montserrat Roig, feminisme, memòria i testimoni», abasta a través d'aquests tres ítems l'obra assagística, periodística i literària de l'escriptora i ho fa mitjançant l'anàlisi aprofundida de sis de les seues obres fonamentals: *¿Tiempo de mujer?* (1980), *Mujeres en busca de un nuevo humanismo* (1981), *Dignes que m'estimes encara que sigui mentida* (1991), *Un pensament de sal, un pessic de pebre. Dietari obert, 1990–1991* (1992), *L'agulla daurada* (1985) i *Els catalans als camps nazis* (1977).

Tal com la mateixa autora exposa «Els dos primers, *¿Tiempo de mujer?* i *Mujeres en busca de un nuevo humanismo*, ens ajudaran a entendre, especialment, l'evolució del seu pensament feminista; *Dignes que m'estimes encara que sigui mentida* continuarà amb aquest fil temàtic, però hi incorporarà, a més, profundes reflexions sobre la creació literària i la condició autorial de Roig, a més d'un capítol dedicat a la percepció espacial i emocional de la ciutat de Barcelona; *Un pensament de sal, un pessic de pebre* mesclarà les reivindicacions de gènere amb d'altres de tipus testimonial i de recuperació de la memòria històrica, temes que centraran *L'agulla daurada* i, especialment, *Els catalans*

als camps nazis. En aquests dos llibres, autobiografia, memòria i testimoni predominaran per sobre de la mirada feminista, encara que el color violeta continuarà cobrint les pàgines de totes les seues obres, més o menys perceptiblement» (Francés, 2012: 97–98).

Cinc entrevistes marquen l'impàs entre les dues parts de l'obra; unes entrevistes sentides i molt interessants que plasmen l'essència de Montserrat Roig des de diverses perspectives: familiars, amistoses, acadèmiques i professionals. Unes entrevistes que ratifiquen la personalitat de l'autora homenatjada i la funcionalitat, malgrat els anys que fa que ja no és entre nosaltres, de les seues idees i de la seua lluita, unes entrevistes transcrites que ens ajuden a conèixer detalls personals a partir de les vivències que aquesta escriptora tingué amb les persones del seu entorn més proper. Així, Albina Fransitorra, mare de l'escriptora barcelonina; Roger Sempere, fill; Pilar Aymeric, fotògrafa amiga de Roig; Josep Maria Castellet, el seu editor durant anys, i Joaquim Molas, un dels seus mestres, responen les pertinents preguntes de M. Àngels Francés per donar a conèixer la relació que els unia i per testimoniar de primera mà algunes de les qüestions més transcendents que l'escriptora va combinar al llarg de la seua vida: família, política, literatura, feminisme, interessos, compromís amb el país, etc.

La síntesi d'algunes de les obres representatives de Montserrat Roig esdevé, com ja hem dit, l'última part del llibre. En ella, M. Àngels Francés traça a mode de resum documentat els punts tractats per Roig en cadascuna de les sis publicacions de no ficció. Francés fa un repàs per la temàtica, per les aportacions de Roig, pels punts de vista, per les relacions de l'autora amb altres referents propers o llunyans, etc. per donar a conèixer al lector o a la lectora d'aquesta obra homenatge a l'escriptora barcelonina les principals característiques de la seua obra.

Amb la lectura de l'obra de Francés, el lector o la lectora podrà aprofundir en la vida de l'escriptora Montserrat Roig i podrà recordar i rememorar el compromís d'aquesta autora en la lluita per recuperar la memòria històrica i per posar so i paraules a aquelles veus silenciades durant moltes generacions. Tal com es desprèn del llibre, la vida de Roig, tant a nivell personal com professional, està impregnada de compromís: un compromís sòlid i segur, que la predisposa a implicar-se en el moment social en què viu per construir una societat millor, marcada per la visibilització de les dones en la vida diària, tant pública com privada. Roig traça i forjà les línies del feminisme català, seguint autores com Maria Aurèlia Capmany, però també essent coneixedora de la teoria feminista que es construïa fora de les fronteres del nostre país.

Així doncs, amb la lectura de *Montserrat Roig: feminisme, memòria i testimonis* els lectors i les lectores coneixeran una de les grans figures del panorama intel·lectual i literari català dels anys setanta i vuitanta, o ampliaran els continguts sobre aquesta escriptora que lluità per traçar les línies d'una societat paritària, on les dones també tenen dret a fer-se sentir i fer-se escoltar. ■

■ Mònica Sales de la Cruz, Universitat Rovira i Virgili, Campus Terres de l'Ebre, Avda. Remolins, 13–15, Despatx 237, E-43500 Tortosa, <monica.sales@urv.cat>.

■ Brauli Montoya Abat / Antoni Mas i Miralles: *La transmissió familiar del valencià*. València: Acadèmia Valenciana de la Llengua, 2011 (Col·lecció Recerca; 16). 445 Seiten. ISBN 978-482-5691-3.

Sprachen bleiben durch die Weitergabe von Generation zu Generation bestehen. Wenn sich Eltern im Kontext eines Sprachkonfliktes entscheiden, nicht die Erstsprache, sondern die in der Gesellschaft dominantere Sprache an ihre Kinder weiterzugeben, findet sich die unterlegene Sprache, in unserem Fall das Valencianische, in einer Unterbrechungssituation wieder (*interrupció de la transmissió intrageneracional*) und droht von der dominanteren Sprache ersetzt zu werden. Diese Situation kann sich in den Folgegenerationen wieder umkehren, wenn in den Familien versucht wird, die unterlegene Sprache wieder einzuführen (*revernacularització*).

Diese zwei miteinander verknüpften Prozesse beschreiben die Autoren Brauli Montoya und Antoni Mas in der 2011 von der *Acadèmia Valenciana de la Llengua* veröffentlichten Monographie „La transmissió familiar del valencià“.

Die sehr ausführliche Analyse des Substituierungsprozesses des Valencianischen sowie dessen Wiedereinführung (*revernacularització*) innerhalb der Familien reicht vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart (die Autoren setzen allerdings mit ihrer detaillierten Darstellung im 19. Jahrhundert ein) und wird durch eine sehr umfangreiche Feldforschung mit mehr als 600 qualitativ analysierten Interviews gestützt, die zwischen 1983 und 2008 entstanden sind. Hierbei wurden die fünf größten Städte der autonomen Gemeinschaft (València, Alacant, Alcoi, Castelló de la Plana und Elx) sowie einige mittelgroße Städte wie Borriana, Gandia und Sant Vicent del Raspeig miteinbezogen. Die Studie der beiden an der Universität Alacant lehrenden Soziolinguisten beruht laut Selbstaussage auf einer *experiència vital* (S. 9), da beide aufgrund ihrer Herkunft seit langem mit der soziolinguistischen Realität in der autonomen Gemeinschaft konfrontiert sind.

Die Arbeit gliedert sich in fünf große Kapitel, denen ein Vorwort und eine ausführliche Einführung in das Thema voraus geht.

Im ersten Kapitel (S. 13–51) thematisieren die Autoren den theoretischen Rahmen ihrer Arbeit und arbeiten die ursprünglich in der Psychologie angesiedelten, aber durchaus auf die Soziolinguistik anwendbaren Konzepte wie den Selbsthass (*autoodi*) für die Thematik ihrer Arbeit heraus.

Im zweiten Kapitel (S. 51–125) gehen Mas und Montoya systematisch auf den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Bürgertum ausgehenden Prozess der Substituierung des Valencianischen durch das Kastilische ein, ein Prozess, der innerhalb des Adels aber bereits im 16. Jahrhundert einsetzte. Die Autoren belegen ihre Aussagen sowohl durch literarische Quellen valencianischer Autoren wie Blasco Ibañez, als auch durch Quellen nicht-valencianischer Literaten wie zum Beispiel dem Franzosen Prosper Mérimée.

Im dritten und ausführlichsten Kapitel der Monographie (S. 125–289) analysieren Mas und Montoya systematisch die Ausweitung des Prozesses in den einzelnen untersuchten Orten. Der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom valencianischen Bürgertum ausgehende Prozess weitete sich auf Alacant aus und ging dann im 20. Jahrhundert auf die Städte Castelló, Alcoi und Elx sowie auch auf kleinere Orte über.

Besonders interessant sind hierbei die sehr authentischen Zitate der Probanden, die den Prozess innerhalb ihrer eigenen Familien individuell schildern, sowie die Analyse der Interviews durch die Autoren. Diese sehr minutiöse Arbeit zieht sich als Leitfaden durch alle Kapitel und gibt dem Leser einen sehr detaillierten Überblick über die Entwicklung des Substituierungsprozesses im (fast) gesamten valencianischsprachigen Gebiet. Als besonders anschaulich gestalten sich die Familienstambäume, bei denen für jede von den Autoren näher betrachtete Familie, inklusive der Familien in ausgewählten Werken von Blasco Ibañez,¹ hervorgeht, wann die Substitution des Valencianischen durch das Kastilische stattgefunden hat. Belegt durch Zitate von einzelnen Familienmitgliedern kann sich der Leser in die individuellen Situationen hineinversetzen und den Substituierungsprozess innerhalb der Familien in den betrachteten Orten nachvollziehen.

Im Folgekapitel (S. 289–379) wird das *Per què* des Prozesses behandelt. Die Gründe reichen von instrumentalen, wie dem sozialen Aufstieg, ideologischen, wie den Selbsthass und den Antikatalanismus, bis hin zu konkreten Gründen, wie dem Schulsystem in kastilischer Sprache oder dem

1 Vor allem ist hierbei das Werk *Arroz y tartana* (1894) zu nennen.

Einfluss der Großstädte València und Alacant und zeigen den deutlichen Prestigeverlust des Valencianischen bereits ab dem 19. Jahrhundert.

Im fünften Kapitel (S. 379–425) zeigen die Autoren dann anhand von einigen Beispielen, dass sich der Prozess durchaus auch umkehren kann und dass aktuell in einigen Fällen versucht wird, das Valencianische als Familiensprache wieder einzuführen. Als ein Motor dieses Prozesses, sowie des Substituierungsprozesses, bezeichnen die Autoren die Schule, die einen großen Einfluss auf die Sprache innerhalb der Familien hat. Aus diesem Grund ist es auch für die Autoren wichtig, dass die so genannten *línies en valencià*, die Schulzüge in valencianischer Sprache, weiterhin gefördert werden, damit der Substitutionsprozess gestoppt und das Valencianische als Erstsprache für die Kinder eingeführt wird.

Was dem Leser nicht deutlich wird, sind einschlägige Gründe der Probanden für die Wiedereinführung des Valencianischen innerhalb der befragten Familien. Dies gilt aber keineswegs als Kritik für die herausragende Arbeit von Mas und Montoya, sondern zeigt eher die oft nicht ausreichende Auseinandersetzung der Sprecher mit der eigenen Sprachsituation. Der Normalisierungsprozess des Valencianischen wird dadurch ebenfalls erschwert. Der Leser selbst wird allerdings während des Leseaktes sehr für die konfliktive sprachliche Situation im valencianischen Sprachgebiet sensibilisiert. So ist die Monographie unter anderem auch aufgrund ihres sehr schlüssigen und nachvollziehbaren Aufbaus nicht nur für Linguisten, sondern auch für Fachfremde eine höchst interessante Lektüre, um sich einen Überblick über die Sprachvermittlung des Valencianischen innerhalb von Familien zu verschaffen. ■

- Vanessa Tölke, Graduiertenkolleg „Frequenzeffekte in der Sprache“ / Romanisches Seminar, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg im Breisgau, <vanessa.toelke@frequenz.uni-freiburg.de>.

- Emili Casanova (ed.): *Els altres parlars valencians. I Jornada de Parlars Valencians de Base Castellano-aragonesa*. València: Editorial Denes, 2010. 488 Seiten. ISBN 978-84-92768-43-1.

Der Sammelband enthält die Beiträge eines dialektologisch und sprachgeschichtlich ausgerichteten Workshops zu den nicht-katalanischsprachigen Zonen der Comunitat Valenciana, der 2008 von den Abteilungen für Katalanische und Spanische Philologie der Universität València veranstaltet

worden war. Wie die Sprachhistorikern Rosa Gómez Casañ in ihrem Beitrag („Historia de una pérdida: el interés por el estudio de las hablas castellanohablantes de la Comunidad Valenciana“, S. 289–304) sehr klar aufzeigt, geht es dabei um drei unterschiedliche Varietätengruppen: die infolge der *Reconquista* auf aragonesischer Basis entstandenen und im Laufe der Zeit zunehmend kastilisierten Dialekte, die in den gebirgigen Zonen des Landesinneren vom Norden der Region bis etwa nördlich von Villena verbreitet sind (*hablas castellano-aragonesas*, auch *hablas ‚churras‘* bekannt); die Varietäten der – erst 1851 der Provinz València angeschlossenen – Zone um Requena und Utiel, die dem kastilischen Diasystem zugehören; und die Zonen der Ebene von Villena und des Baix Segura um Orihuela im Süden der Provinz, die – teilweise verbunden mit historischer Sprachsubstitution zu Lasten des valencianischen Katalanisch – dem Murcianischen zuzurechnen sind (*hablas castellano-murcianas*). Gómez Casañ zeigt auch auf, weswegen diesen Gebieten weder synchronisch noch diachronisch die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde: die Katalanische Philologie fühlt(e) sich nicht zuständig; und auch die Spanische Philologie kümmert(e) sich nicht um diese peripheren, wenig besiedelten Gegenden, da etwa die Sprachdynamik in den urbanen Küstenräumen (wo das Kastilische ja auch seit Langem einen dominanten Platz einnimmt) von größerem Interesse war; und die Aragonesische Philologie – als „schwächstes Glied“ – betrachtete die Varietäten des Nordwestens des País Valencià bestenfalls am Rande. Zwar liegt durchaus eine Vielzahl von Einzeluntersuchungen, teilweise in monographischer Form vor, doch fehlt eine Gesamtdarstellung.

Diese zu liefern, leistet der vorliegende Sammelband nur teilweise. Zwar werden alle genannten Dialektzonen außer der kastilischen von Requena-Utiel behandelt: 12 Beiträge beziehen sich auf die *hablas castellano-aragonesas*; 7 sind den *hablas castellano-murcianas* gewidmet, davon zwei den Varietäten im Raum Villena, sowie ein weiterer Artikel dem Murcianischen in der Region Murcia. Daneben finden sich zwei übergreifende Beiträge, die der Dokumentation des Varietätenraums im País Valencià in den Sprachatlanten gewidmet sind (Pilar García Mouton, „Contextualización geolingüística de las hablas valencianas“, S. 183–191; und Vicent Garcia Perales, „Els parlars de base castellana a través de l’ALPI“, S. 229–246). Die Beiträge sind jedoch in Inhalt, Zielsetzung, methodischem Ansatz und auch in der Qualität nicht sehr einheitlich. Teilweise finden sich (Entwürfe zu) traditionelle(n) Ortsmundart-Beschreibungen unter Einschluss von Lautung, Morphologie / Morphosyntax und Lexik, so wie im Aufsatz von Esther Fernández López, „Aproximación al habla de Soneja“ (S. 161–181);

häufiger jedoch liegt der Fokus hauptsächlich oder ausschließlich auf dem ortstypischen Wortschatz, wie etwa in „Valencianismes i aragonesismes en la parla de Xèrica“ von Josep Lluís Doménech Zornoza (S. 107–123) oder – geradezu extrem – im Beitrag „El habla de Zucaina“ von Ma. Dolores Salvador Lizondo (S. 435–457), der sich praktisch auf ein Glossar beschränkt. Der Beitrag von Sophie Ortells („Actitudes y conciencia lingüística en Fanzara“, S. 399–433) fällt durch seine wahrnehmungsdialektologisch-soziolinguistische Stoßrichtung auf. Andere Beiträge widmen sich der historischen Dimension des Varietätenwandels und des Sprachkontakts, so etwa Brauli Montoyas sehr gut dokumentierter Text „El castellà actual de les comarques del Vinalopó i el Segura com a exponent del valencià antic“ (S. 381–397). Mehrere Beiträge gehen auf Aspekte von Lexik und Toponymie der nicht-katalanischen Varietäten des País Valencià in der regional-regionalistischen Literatur ein. Teilweise liegt ein für ein wissenschaftliches Werk allzu anekdotischer Duktus vor, so etwa im Beitrag des bekannten kanadischen Dialektologen Joseph Gulsoy, „Los rasgos más notables del habla de Enguera y de Anna“ (S. 305–318). Die Arbeit des Herausgebers kann als solide bezeichnet werden; als Kuriosum fällt allerdings auf, dass die erwähnten Aufsätze von Doménech Zornoza und Ortells in einer sehr viel größeren Type als der Rest des Buches gesetzt wurden.

- Claus D. Pusch, Albert-Ludwigs-Universität, Romanisches Seminar, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg im Breisgau, <claus.pusch@romanistik.uni-freiburg.de>.

- Ingo Feldhausen: *Sentential Form and Prosodic Structure of Catalan*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, 2010 (Linguistik Aktuell; 168). XIII, 285 pàgs. ISBN 978-90-272-5551-8.

L'estudi de l'entonació del català s'ha desenvolupat sobretot a partir dels últims trenta anys. Per això, no és d'estranyar que aspectes més concrets com la interfície sintaxi-prosòdia siguin encara un camp incipient. Comptem bàsicament amb els estudis de Domínguez (2002) sobre les estratègies sintàctiques i prosòdiques del marcatge de focus en català, Prieto (2005) i D'Imperio et al. (2005) sobre l'agrupació prosòdica en català i altres llengües romàniques, i el de Prieto i Rigau (2007), el qual estudia les característiques sintàctiques i prosòdiques de les interrogatives polars en diferents dialectes catalans. Així doncs, l'obra ressenyada omple un buit important

en la lingüística catalana ja que se situa de ple en el camp de la interfície entre sintaxi i prosòdia. Per aquest motiu, l'obra s'adreça a investigadors en l'àmbit de la sintaxi i/o de la fonologia, però també pot ser útil a estudiants avançats que vulguin especialitzar-se en aquests camps. Al mateix temps, donat el caràcter detallat i minuciós de les explicacions sobre la metodologia utilitzada en els quatre experiments, l'estudi suposa una contribució important en el camp de la metodologia de la investigació en lingüística. A continuació, es presentarà breument el contingut de cada capítol.

En el primer capítol introductorí, l'autor delimita l'objecte d'estudi, és a dir, l'agrupació prosòdica dels subjectes preverbals de les oracions subordinades substantives d'objecte directe i de les dislocacions a l'esquerra i a la dreta en català. El tema és innovador perquè se centra en l'agrupació prosòdica d'estructures complexes, aspecte que no havia estat gaire estudiat prèviament. Aquest tema s'estudia, com diu l'autor, des de dues perspectives: la influència de les oracions subordinades substantives d'objecte en l'agrupació dels subjectes i verbs matrius, i l'agrupació de les oracions subordinades. A continuació, es presenten els experiments que s'aniran detallant al llarg de l'obra i se n'introdueixen els resultats. Tot seguit, el capítol introductorí es divideix en dos subapartats: una primera part sobre fonaments i assumpcions bàsiques, i una segona part a mode de resum sobre els resultats i l'anàlisi teòrica. En el primer subapartat, després de presentar la llengua que s'estudia (el català) i la seva variació dialectal, l'autor fa una descripció de les construccions anomenades dislocacions a la dreta i a l'esquerra, i introdueix aspectes rellevants sobre l'estructura informativa així com una sèrie d'arguments que donen suport a la tesi que els subjectes preverbals no són necessàriament dislocats. En el segon subapartat, l'autor presenta els resultats del seu treball i esbossa l'anàlisi teòrica que desenvoluparà a cada capítol.

En el segon capítol, l'autor parla de les bases teòriques a partir de les quals ha desenvolupat el seu treball. Així, presenta el model mètric i auto-segmental i els principis dels sistemes de transcripció de l'entonació ToBI (*Tones and Break Indices* en anglès). En aquesta mateixa secció, trobem una explicació sobre la jerarquia prosòdica, així com una descripció dels nivells prosòdics que són rellevants per a l'estudi. A continuació, es descriu l'aplicació concreta del sistema ToBI al català. Tot seguit, s'expliquen els cinc indicis dels límits entonatius que es presumeixen per a l'agrupació prosòdica en català: el to de continuació, el to sostingut, els tons de frontera complexos, l'allargament final i la pausa. El to de continuació, el to sostingut i l'allargament final es prenen com a indicis de la frontera de la frase

intermèdia, i la pausa i els tons de frontera complexos, com a indicis de la frontera de la frase entonativa. L'autor clou el capítol fent un resum del que s'ha discutit. En general, l'autor recull l'herència de les diferents propostes del sistema Cat_ToBI (Aguilar et al., 2009; Prieto et al., 2009; Prieto, en premsa). Només se'n distancia a l'hora de considerar que els tons de frontera del nivell de la frase entonativa són una combinació dels tons que s'associen al final de les frases entonatives.

El tercer capítol tracta dels objectes directes i de la seva influència en l'agrupació prosòdica del subjecte i el verb en català. L'autor parteix dels resultats de Prieto (2005) i D'Imperio et al. (2005), els quals demostren que el català és una llengua sensible al pes dels constituents. Amb la intenció d'avaluar el paper que té l'estructura de l'objecte directe en l'agrupació prosòdica, es varen dur a terme dos experiments: en el primer es varen usar estructures SVO simples i, en el segon, estructures SVO complexes, és a dir, estructures on l'objecte directe era una oració subordinada substantiva. Els resultats s'adiuen amb els de Prieto (2005) i D'Imperio et al. (2005), ja que en línies generals demostren que el subjecte s'agrupa amb el verb quan l'objecte és llarg. Els resultats s'interpreten en el marc de la teoria de l'optimitat (TO) i els del segon experiment, a partir del model estocàstic de la TO, el qual presumeix que les restriccions se situen en una ordenació contínua que és probabilística amb l'objectiu de poder donar compte de la variació aleatòria. La diferència principal és que mentre en la TO una gramàtica és un conjunt de restriccions ordenades estrictament, en el model estocàstic, les restriccions s'ordenen al llarg d'una escala contínua, en la qual dues restriccions poden ser més properes que altres dues en la jerarquia o, fins i tot, solapar-s'hi. A l'anàlisi dels resultats del primer experiment, Feldhausen recull les restriccions usades a Prieto (2005), Min-N-Phrases, Max-Bin-End, Align-XP,R i Wrap-XP, amb la diferència que les dues primeres s'ordenen en ordre invers. L'autor també afegeix la restricció Align-CP,L després de Max-Bin-End. Els resultats de l'experiment amb les estructures SVO complexes posen de manifest que hi ha variació en relació a l'agrupació prosòdica d'aquestes estructures. Aquesta variació es modela amb el model estocàstic de la TO i les restriccions Align-CP,L, Min-N-Phrases i Align-XP,R se superposen en l'escala contínua.

El capítol quart se centra en els aspectes sintàctics de la dislocació a l'esquerra i a la dreta. L'autor introdueix tres aproximacions diferents al tema: la Hipòtesi mirall (Vallduví, 1993), la Hipòtesi del tòpic dividit (Villalba, 1996, 1999, 2000; Cecchetto, 1999; López, 2003, 2009) i una versió de la Hipòtesi mirall que presumeix moviment del residu en el cas de

les dislocacions a la dreta (Samek-Lodovici, 2006; Kayne, 1994 i Zubizarreta, 1998). Feldhausen presenta tres tests per donar suport a la seva anàlisi de la dislocació a la dreta com a interna a l'oració: el llicenciament de mots negatius, el lligam i l'efecte de referència disjunta. Segons aquestes tres proves, l'autor conclou que la millor anàlisi de la dislocació a la dreta en català és la que considera que la dislocació a la dreta és una estructura interna a l'oració.

En el capítol cinquè, l'autor aborda l'agrupació prosòdica de les dislocacions a l'esquerra i a la dreta en català. Feldhausen demostra que les dislocacions a l'esquerra subordinades no van generalment precedides d'un to de frontera, mentre que sí que van obligatòriament seguides d'una frontera prosòdica. Les dades que són rellevants per a l'estudi són les estructures de les dislocacions a l'esquerra presentades a Villalba (2000) i a López (2003, 2009): dislocacions a l'esquerra no locals (p.e.: *Les taules el Joel va dir que les va portar al pis*) i dislocacions a l'esquerra subordinades (p.e.: *La Maria va dir que les taules, les va portar al pis*). El punt de partida és el treball de Frascarelli (2000) i, en concret, la formulació del Domini prosòdic tòpic. L'anàlisi segons la TO amb el model estocàstic està basada en la versió, tot i que modificada, de Prieto (2005). A més, l'autor afegeix dues restriccions, Align-Top,R (que dona compte de la frontera dreta) i Align,VP,R (que garanteix la separació de les dislocacions a la dreta del material precedent). Ambdues restriccions posen de manifest que el català es diferencia de la previsió del Domini prosòdic tòpic feta per Frascarelli (2000) per a l'italià.

Al penúltim capítol es parla de la diferència prosòdica que existeix entre les dislocacions a l'esquerra i els subjectes preverbals. Les hipòtesis de l'experiment són: 1) els subjectes preverbals no ramificats que formen part del domini del focus mostren una tendència clara a agrupar-se amb el material posterior i, per contra, els subjectes que no fan part del domini del focus presenten un to de frontera que els separa del material següent i 2) la qualitat de ser informació donada d'un constituent (*givenness* en anglès) s'anteposa a la ramificació i a la llargada dels constituents. Amb l'objectiu de provar aquestes hipòtesis, es va dur a terme un experiment de les característiques dels altres experiments exposats al llarg de l'obra. Les dues hipòtesis es compleixen. Així, els subjectes nous i no ramificats, és a dir, que fan part del domini del focus, s'agrupen més sovint amb el material que ve a continuació. Conseqüentment, els elements donats i no ramificats (subjectes o objectes) tendeixen a anar seguits d'una frontera prosòdica més sovint que els subjectes nous i no ramificats. Confirmant la hipòtesi 2, la ramificació i la llargada dels constituent no són importants quan el subjecte

és dislocat: va generalment seguit d'una frontera prosòdica. L'aproximació teòrica usada en els capítols 3 i 5 permet a l'autor de donar compte dels resultats obtinguts en aquest experiment.

En el capítol de les conclusions, Feldhausen recull el tema de la investigació, l'agrupació prosòdica de diferents estructures sintàctiques i els fonaments teòrics de la frase prosòdica (frase intermèdia i frase entonativa). A continuació, presenta un resum de la contribució principal de la seva investigació a partir de les tres grans àrees amb què es relaciona el treball: la prosòdia, la sintaxi i la interfície prosòdia-sintaxi. A més, l'autor apunta futures línies d'investigació, cosa útil si pensem que un dels lectors potencials d'aquesta obra és l'estudiant de màster en lingüística amb tota una carrera acadèmica per davant. Aquestes futures línies són: el paper de les oracions subordinades substantives en funció de subjecte en l'agrupació prosòdica, els nivells prosòdics i els seus corresponents tons de frontera, la investigació amb més profunditat de les restriccions que es basen en la noció de fase (atès que la investigació duta a terme recentment posa de manifest la rellevància de les fases sintàctiques per a la fonologia prosòdica) i les conseqüències de l'efecte de referència disjunta per a l'italià.

En definitiva, el volum *Sentential Form and Prosodic Structure of Catalan* és una obra fonamental per augmentar el nostre coneixement sobre el funcionament de les interfícies i sobre la interacció que existeix entre els diferents components de la gramàtica. La combinació entre el treball experimental i el teòric és equilibrada, cosa que repercuteix favorablement en la robustesa i la validesa dels resultats. Aquest treball no es limita només a omplir, com deia al començament, un buit existent en la lingüística catalana sinó que també senyala i esbossa camins que ens portaran de ben segur a noves i interessants respostes. ■

■ Bibliografia

- Aguilar, L. / de-la-Mota, C. / Prieto, P. (eds. 2009): *Cat_ToBI Training Materials*, <http://prosodia.upf.edu/cat_tobi/> [22 gener 2013].
- Cechetto, C. (1999): "A comparative analysis of left and right dislocation in Romance", *Studia Linguistica* 53, 40–67.
- D'Imperio, M. / Elordieta, G. / Frota, S. / Prieto, P. / Vigário, M. (2005): "Intonational phrasing in Romance: The role of syntactic and prosodic structure", a: Frota, S. / Vigário, M. / Freitas, M. J. (eds.): *Prosodies: With Special Reference to Iberian Languages*, Berlin: Mouton de Gruyter, 59–97.

- Domínguez, L. (2002): “Analyzing Unambiguous Narrow Focus in Catalan”, a: Ionin, T. / Ko, H. / Nevins, A. (eds.): *The Proceedings of the Second Humit Conference*, Cambridge MA: MIT (Massachusetts Institute of Technology Working Papers in Linguistics; 43), 17–34.
- Frascarelli, M. (2000): *The Syntax-Phonology Interface in Focus and Topic Constructions in Italian*, Dordrecht: Kluwer.
- Kayne, R. (1994): *The Antisymmetry of Syntax*, Cambridge MA: The MIT Press.
- López, L. (2003): “Steps for a well-adjusted dislocation”, *Studia Linguistica* 57:3, 193–231.
- (2009): *A Derivational Syntax for Information Structure*, Oxford: OUP.
- Prieto, P. (2005): “Syntactic and eurhythmic constraints on phrasing decisions in Catalan”, *Studia Linguistica* 59:2–3, 194–222.
- en premsa: “The intonational phonology of Catalan”, a: Jun, S.-A. (ed.): *Prosodic Typology II*, Oxford: OUP.
- / Aguilar, L. / Mascaró, I. / Torres-Tamarit, F. / Vanrell, M. M. (2009): “L’etiquetatge prosòdic Cat_ToBI”, *Estudios de Fonética Experimental* XVIII, 287–309.
- / Rigau, G. (2007): “The syntax-prosody interface: Catalan interrogative sentences headed by *què*”, *Journal of Portuguese Linguistics* 6:2, 29–59.
- Samek-Lodovici, V. (2006): “When right dislocation meets the left-periphery. A unified analysis of Italian non-final focus”, *Lingua* 116, 687–755.
- Vallduví, E. (1993): *The Informational Component*, Philadelphia: University of Pennsylvania (tesi doctoral), <http://repository.upenn.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1189&context=ircs_report> [22 maig 2013].
- Villalba, X. (1996): “Sobre la dislocació a la dreta”, *Llengua & Literatura* 7, 209–234.
- (1999): “Symmetry and antisymmetry in Syntax”, *Syntaxis* 2, 1–25.
- (2000): *The Syntax of Sentence Periphery*, Barcelona: Universitat Autònoma de Barcelona (tesi doctoral), <<http://www.tesisenred.net/handle/10803/4838>> [22 maig 2013].
- Zubizarreta, M. L. (1998): *Prosody, Focus, and Word Order*, Cambridge MA: The MIT Press.